



Jahrgang 2 (2019)

---

## EDITORIAL

*Albrecht Hausmann*

# Wissenschaftsnahes Publizieren im digitalen Zeitalter

Publiziert im Juli 2019.

Die »Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung« erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/), d. h. die in ihr publizierten Beiträge dürfen unverändert zu nicht-kommerziellen Zwecken unter Angabe von Autor und Publikationsort weitergegeben und veröffentlicht werden.

Der vorliegende Beitrag steht abweichend unter der Lizenz CC-BY (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>) und wird gleichzeitig und mit gleicher Lizenz in leicht abweichender Fassung und mit erweitertem Titel in den »Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes« 66 (2019), H. 3, S. 248–254, veröffentlicht. Lizenzgeber der dortigen Veröffentlichung ist die V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen.

Herausgeber: PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg)  
<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: [herausgeber@erzaehlforschung.de](mailto:herausgeber@erzaehlforschung.de)  
ISSN 2568-9967

**E**s könnte alles so einfach sein. Warum publizieren wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unsere Arbeitsergebnisse (Aufsätze, Monographien etc.) nicht einfach selber für jeden frei zugänglich im Netz, zum Beispiel auf der Internetseite unseres Instituts oder in einem zentralen Online-Fachrepositorium (wie z.B. [GiNDok](#) des Fachinformationsdienstes Germanistik)? Die Digitalisierung macht's möglich, denn sie befreit den Publikationsvorgang von einer Fessel, in die ihn die Erfindung Gutenbergs – der Buchdruck mit beweglichen Lettern – dereinst gelegt hatte: Jahrhundertlang benötigte jeder, der einen Text veröffentlichen wollte, einen Verleger, der ihm den relativ teuren Publikationsvorgang vorfinanzierte und sich den Kapitaleinsatz dann durch einen erheblichen Anteil am Verkaufserlös der gedruckten Exemplare plus saftiger Gewinne wieder zurückholte ([Hausmann 2009](#)). Nun aber kosten Reproduktion und Verbreitung selbst so gut wie nichts mehr, Webspaces steht in Hülle und Fülle zur Verfügung. Damit würde dann auch die haarsträubende Mehrfachsubventionierung von Wissenschaftsverlagen durch die öffentliche Hand enden, denn während Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler meist gar nicht oder kaum an den Verkaufserlösen der Verlagsprodukte beteiligt werden, deren Inhalte sie produzieren, kassieren die Verlage zunächst häufig Druckkostenzuschüsse, um dann auch noch vom Verkauf ihrer Bücher an öffentlich finanzierte Bibliotheken zu profitieren.

Natürlich ist diese Überlegung naiv, obwohl sie in ihrer dürren Schlichtheit den Kern der akademischen Open-Access-Bewegung bildet. Wer so naiv denkt, rechnet nämlich nicht damit, dass die Wissenschaftsverlage inzwischen vor allem Teil einer Industrie sind, die tatsächlich nicht mit ›Büchern‹, sondern mit Urheberrechten und vor allem mit Prestige handelt. Bei diesem Geschäft sind die Verlage vor allem deshalb so erfolgreich, weil sie als Eigentümer von etablierten Zeitschriftentiteln und ›angesehenen‹ Reihen zwar nicht etwa selbst wissenschaftliche Qualitätssicherung

betreiben, wohl aber deren Delegation an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (Herausgeberinnen und Herausgeber, Gutachterinnen und Gutachter usw.) in der Hand haben. Diese werden in der Germanistik in den seltensten Fällen mit Geld bezahlt, sondern allenfalls mit Reputation. Für diese Reputation schenken wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Verlagen nicht selten die Urheberrechte an unseren Texten und verletzen am Ende sogar Urheberrechte des Verlags, wenn wir unsere eigenen Texte oder die unserer Kolleginnen und Kollegen im akademischen Unterricht digital an Studierende verteilen wollen.

Derzeit scheint es so, als könnten die in einem fortgesetzten Konzentrationsprozess entstandenen Großverlage wie Elsevier und De Gruyter dieses etablierte und vor allem ausgesprochen bequeme Geschäftsmodell in das Zeitalter der Digitalisierung und des Open Access hinüberretten. Dabei gibt es im Handel mit digitalen Rechten – um nichts Anderes geht es – grundsätzlich zwei Finanzierungsmöglichkeiten, die derzeit beide exzessiv genutzt werden. Die eine ist der im Moment noch recht lukrative Verkauf von Lizenzen und vor allem Lizenzpaketen für E-Books und digitale Zeitschriften an die Bibliotheken. Allerdings setzen sich einerseits die Bibliotheken und andererseits auch die großen Wissenschaftsorganisationen gegen diese Art der Vermarktung der zuvor öffentlich finanzierten Forschung inzwischen zur Wehr; letztere verlangen immer öfter, dass Forschungsergebnisse im Open-Access-Modus publiziert werden. Die Bibliothek der University of California in Berkeley hat kürzlich in einer als ›David-gegen-Goliath‹-Kampf inszenierten Auseinandersetzung dem Elsevier-Verlag vorgerechnet (Kell 2019a), wie er künftig seine Einnahmen generieren möge: Wissenschaftliche Publikationen sollen ›open access‹ publiziert werden; die Bibliothek zahlt dann nichts mehr, vielmehr soll sich der Verlag seine Kosten von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zurückholen (Kell 2019b). Nicht das Nutzen (Lesen) der Publikationen soll also etwas kosten, sondern das Publizieren. Das ist das zweite Finanzierungsmodell für wissenschaftliche Verlage, und die Deutsche Forschungsgemeinschaft

(DFG) fördert dieses Modell durch Open-Access-Publikationsfonds, aus denen open-access-verfügbare Publikationen auf Antrag finanziert werden können, d. h. mit denen die Verlage finanziert werden, die solche Publikationen veranstalten. Derzeit werden diese Fonds vor allem von Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern abgeschöpft, die schon mal 1000 Euro und mehr für die Publikation eines Beitrags in einer ›renommierten‹ Zeitschrift bezahlen. Wenn die DFG an dieser Politik festhält, haben die Verlage den Sprung in die Open-Access-Wirtschaft nahezu unbeschadet überstanden und werden weiterhin problemlos an die Töpfe herankommen, die für die Finanzierung von Forschung gedacht sind, ohne selbst irgendeine Art von Forschung zu betreiben. Scheinbar fördert die DFG mit Open-Access-Publikationsfonds Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler; in Wahrheit subventioniert sie Verlage. Es sind essentielle Fragen, die sich angesichts dieser Situation und der damit verbundenen Weichenstellungen für die Zukunft stellen: Sollen wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler künftig Anträge schreiben und ›Drittmittel‹ einwerben, wenn wir einen Aufsatz publizieren wollen? Können dann nur noch ›reiche‹ Institutionen veröffentlichen? Müssen institutionell nicht angebundene Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, die auf Publikationen besonders angewiesen sind, demnächst selbst Geld zuschießen, um im Open-Access-Modus publizieren zu können?

Dass es auch andere, die Chancen der Digitalisierung besser nutzende Möglichkeiten gibt, wollten meine Münchner Kollegin Anja Becker und ich im vergangenen Jahr mit der Gründung dieser mediävistischen Online-Zeitschrift zeigen: Die von uns herausgegebenen ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung (BmE)‹ erscheinen online ([www.erzaehlforschung.de](http://www.erzaehlforschung.de)) und unabhängig von einem kommerziellen Verlag; die einzelnen Beiträge und die gesamte Zeitschrift sind so lizenziert ([Creative Commons Lizenz BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/)), dass jeder die jeweiligen Dateien herunterladen, lesen und unverändert digital oder auch ausgedruckt weiterverbreiten darf, sofern er damit keine kommerziellen Ziele verfolgt (zum Lizenzierungsmodell gleich

mehr). Der kleine Oldenburger Universitätsverlag (BIS-Verlag), der an die dortige Universitätsbibliothek angeschlossen ist, steuert das Publikationssystem ›Open Journal Systems‹ (<https://pkp.sfu.ca/ojs/>), langzeitverfügbaren Serverplatz sowie bibliographische Betreuung bei (Beantragung der ISSN- und DOI-Nummern, Aufnahme in den Bibliothekskatalog). Die Qualitätssicherung wird durch ein Begutachtungsverfahren (anonymisiertes Peer Review) gewährleistet, an dem insbesondere der aus einschlägig ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gebildete Beirat beteiligt ist. Im ersten Jahr (2018) sind ein gut gefülltes Jahresheft sowie zwei Themenhefte (Feistner 2018, Reich/Schanze 2018) erschienen, für das zweite Jahr rechnen wir mit einem ähnlichen Publikationsumfang. Die Zugriffszahlen auf die Homepage der Zeitschrift und die einzelnen Beiträge, die wir aus Datenschutzgründen und auch aus prinzipiellen Erwägungen nicht sehr detailliert erheben, sind für ein kleines Fachgebiet wie die mediävistische Erzählforschung ausgesprochen erfreulich.

Natürlich sind wir nicht die erste und auch nicht die einzige germanistische Online-Zeitschrift. Seit Jahren erscheint ›Diegesis‹ sehr erfolgreich, ebenso etwa ›IASLonline‹ und andere mehr. Was die BmE aber vielleicht ein wenig von diesen schon etablierten Projekten unterscheidet, ist der Umstand, dass wir uns sehr bemüht haben, einerseits die Möglichkeiten des ›neuen‹ Online-Mediums zu nutzen und andererseits aber auch die Lese- und Sehgewohnheiten einer in dieser Hinsicht vermutlich durchaus ›konservativen‹ Leserschaft nicht zu irritieren. Zugunsten traditioneller Lese- und Zitationsmöglichkeiten haben wir uns dafür entschieden, die Beiträge nur in einem Format, nämlich als statische pdf-Dateien, anzubieten. Dadurch werden feste Seitenzahlen möglich, die in der Germanistik nach wie vor Standard in Zitationsverfahren sind. Außerdem konnten wir so ein auch visuell ansprechendes Layout der Seiten gewährleisten, das sich am gedruckten Buch orientiert, aber doch auch behutsam für das Lesen am Bildschirm optimiert ist: Die Seitengröße, die im Ausdruck regelmäßig im Format DIN A5 ausgegeben wird, lässt sich am Computerbildschirm gut

darstellen und bietet sogar auf dem Bildschirm der meisten Smartphones noch einen lesbaren Text; im Ausdruck kann man platzsparend zwei Seiten auf einem DIN A4-Blatt unterbringen. Eine der häufigsten Ursachen, warum Menschen das Lesen von wissenschaftlichen Aufsätzen am Bildschirm als unangenehm empfinden, sind Fußnoten, die auf dem Bildschirm oft außer Sicht geraten und nervtötendes Hin- und Herscrollen erforderlich machen. Wir verzichten deshalb zugunsten von Endnoten darauf, die dafür aber anklickbar sind, so dass man durch einen Klick auf das Endnotenzeichen zum Endnotentext gelangt und durch einen weiteren Klick wieder zurück. Sehr behutsam nutzen wir auch farbige Elemente, um die Orientierung auf der Seite zu erleichtern. Links zu online erschienener Literatur sind in der pdf-Datei anklickbar. Auf die visuelle Gestaltung von Titelseiten, Homepage und Logo haben wir einigen Wert gelegt und auch finanzielle Mittel dafür eingesetzt.

Auch bezüglich der Zitierweise, die wir für die Beiträge in unserer Zeitschrift vorschlagen bzw. mit der wir andere online verfügbare Literatur nachweisen, gehen wir einen etwas anderen Weg als jenen, der sich in den letzten Jahren eingebürgert hat: Wir zitieren dauerhaft online verfügbare Literatur – also auch die in BmE erschienenen Beiträge – genau in der gleichen Weise wie gedruckte Titel und versehen sie lediglich mit dem Zusatz »(online)«. Auf dem Bildschirm ist dieser Zusatz mit dem Link zur persistenten URL der jeweiligen Ressource hinterlegt und bequem anklickbar. Wir machen damit deutlich, dass digital verfügbare Literatur sich nicht grundsätzlich von gedruckter unterscheidet; auf die Angabe des Abrufdatums verzichten wir, weil damit lediglich suggeriert wird, dass Online-Literatur irgendwie veränderbar und damit weniger verlässlich sei. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Nur Texte, die im Netz dauerhaft und stabil vorhanden sind, sind unserer Meinung nach zitierfähig; deshalb bevorzugen wir das pdf-Format. Auch die URL schreiben wir nicht aus, denn auch bei gedruckter Literatur verrät die bibliographische Angabe nicht, wo man ein bestimmtes Buch findet (man gibt z. B. in einer Bibliographie keine

Bibliothekssignatur an und auch nicht die Anschrift der Bibliothek oder des Buchhändlers, bei dem man es kaufen kann), sondern lediglich, dass es existiert. Dauerhaft online verfügbare Literatur, die damit zitierfähig ist, muss in Bibliothekskatalogen und anderen Verzeichnissen genauso nachgewiesen werden wie analoge Literatur; man findet sie aber auch über Suchmaschinen, die gleichsam die Kataloge des Internets sind. Wer unsere Beiträge am Bildschirm liest, kann bequem auf den Link klicken und kommt direkt zum zitierten online verfügbaren Text; wer dagegen mit einem Ausdruck arbeitet, muss ohnehin das Medium wechseln und wird den Text entweder (wie bei einem gedruckten Text) im Katalog seiner Bibliothek oder über eine Suchmaschine finden. Das mühsame Abtippen von oft sehr komplexen Links dagegen findet in der Realität ohnehin kaum statt und ist wegen der Fehleranfälligkeit lediglich eine Quelle von Frust. Sicherlich gibt es auch Inhalte im Internet, bei denen sowohl die Angabe einer URL als auch eines Abrufdatums Sinn macht, insbesondere Beiträge auf (Micro)blogs oder in Foren, aber gerade solche Inhalte werden kaum als Sekundärliteratur zitiert; sie sind eher selbst Forschungsgegenstände z. B. für Medien- und Kommunikationswissenschaftler.

Auch wenn wir die BmE gerne wie eine Print-Publikation zitiert sehen, sind sie aufgrund der Anpassungen an das digitale Medium mehr als eine ins Netz gestellte gedruckte Zeitschrift. Es ist uns aber auch klar, dass wir die Möglichkeiten des digitalen Mediums bei weitem noch nicht ausnutzen und dass wir hier in Zukunft noch viele spannende Features ›nachrüsten‹ können. Dazu zählen z. B. Kommentierungs- und Annotationswerkzeuge und die Möglichkeit, nicht nur Texte zu veröffentlichen, sondern z. B. auch Podcasts, Videos, nicht textförmige Lehrmaterialien für den akademischen Unterricht, Bilder. Unabdingbar ist die Präsenz einer solchen Zeitschrift in den sozialen Medien; deshalb betreiben die BmE auch einen Twitter-Account (@BmE\_2018), über den neue Beiträge angekündigt werden und Sichtbarkeit in der recht aktiven mediävistischen Twitter-Community hergestellt wird. Mindestens ebenso wichtig ist aber auch, dass die BmE im

realen ›analogen‹ akademischen Leben auftauchen. Deshalb organisieren die Herausgeberin und der Herausgeber der BmE auf dem Germanistentag 2019 ein eigenes Doppelpanel, das thematisch von einem 2018 in den BmE erschienenen Beitrag von Harald Haferland ausgeht (Haferland 2018); die in diesem Doppelpanel gehaltenen Vorträge sind wiederum zur Veröffentlichung in den BmE vorgesehen. So machen wir einerseits Werbung für den schon erschienenen Beitrag, andererseits generieren wir neuen Content.

Natürlich lernt man bei einem solchen Projekt auch durch Erfahrung. Überraschend und irritierend war, dass der heftigste Gegenwind aus den Reihen der überzeugten Open-Access-Vertreterinnen und -Vertreter kam; ihnen geht die von uns gewählte Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 nicht weit genug. Für sie ist nur die Lizenz CC-BY wirklich Open Access, denn nur dadurch würden – so wurden wir belehrt – die Anforderungen der ›Berliner Erklärung zum Open Access‹ (Max-Planck-Gesellschaft 2003) erfüllt. Nach dieser Lizenz könnte jeder alles mit den in den BmE veröffentlichten Texten machen (kürzen, umschreiben, nochmals mit kommerzieller Gewinnabsicht veröffentlichen usw.), er oder sie müsste lediglich den Namen der Autorin oder des Autors angeben. Das geht uns aber zu weit, denn wir investieren als Herausgeber erhebliche Arbeit in jeden einzelnen Beitrag (Organisation der Begutachtung, Redaktion, Layout). Deshalb möchten wir, dass der Veröffentlichungsort BmE immer sichtbar bleibt, dass die Integrität der Beiträge auch in visueller Hinsicht gewahrt bleibt und dass wir auch als Herausgeber erkennbar bleiben – obwohl natürlich das Copyright beim Autor oder bei der Autorin liegt. Deshalb erwarten wir von jeder Autorin und jedem Autor eine rechtlich verbindliche Erklärung, dass sie/er ihren/seinen Beitrag »in der durch die Herausgeber der BmE hergestellten Form als pdf-Datei« unter die Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 stellt; wir nutzen diese Lizenz dann zur Veröffentlichung und behalten dabei die Lizenz bei. Nach unserer Auffassung ist dies ›offener Zugang‹ (Open Access): Jeder kann und darf die pdf-Datei lesen, herunterladen, speichern, digital ver-



senden, online veröffentlichen oder verlinken, ausdrucken und den Ausdruck auch analog vervielfältigen. Selbstverständlich darf auch jeder nach den üblichen Gepflogenheiten aus dem jeweiligen Beitrag zitieren. Wir wollen aber nicht, dass Aufsätze aus den BmE in verstümmelter Form in Umlauf gebracht werden, also z. B. nur einzelne Seiten, gar ohne die in jedem Beitrag enthaltene Titelei mit dem Impressum, oder dass kommerzielle Verlage einen Beitrag zwar unter Angabe des Autors oder der Autorin, aber ohne Hinweis auf den Ort der Erstpublikation wiederveröffentlichen dürfen. Wenn man möchte, dass das Copyright beim Autor bzw. bei der Autorin verbleibt, als Herausgeber aber den eigenen Beitrag irgendwie schützen möchte, scheint das von uns gewählte Verfahren ein gangbarer Weg zu sein. Sonst bliebe nur die Möglichkeit, der Logik des Urheberrechts zu folgen, das von einer Abtretung des Copyrights an den Verlag ausgeht und damit weniger den eigentlichen Urheber schützt als vielmehr den Handel mit Rechten regelt.

Die zweite wichtige Erkenntnis nach etwa zwei Jahren Herausgeber-schaft ist: Das alles macht sehr viel Arbeit und es gibt kaum Möglichkeiten, für derart wissenschaftsnaher Publikationsformen finanzielle Unterstützung zu erhalten, um z. B. eine Redakteurin oder einen Redakteur damit zu finanzieren. Während Zeitschriften, die von ihren Autoren und Autorinnen häufig hohe Open-Access-Gebühren verlangen, von den millionenschweren Open-Access-Fonds der DFG profitieren, können wir, die wir solche Gebühren gerade nicht erheben wollen, so gut wie keine Finanzierungsmöglichkeiten für ein Projekt wie die BmE finden und arbeiten mit ›Bordmitteln‹, d. h. mit Haushaltsmitteln der Oldenburger Professur, sowie erheblichem persönlichen Einsatz. Zwar gibt es bei der DFG auch eine Förderlinie für ›Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS)‹ und darin das Förderprogramm ›Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation‹, doch dies gilt immer nur für eine zeitlich befristete Projektphase und nur dann,

wenn besonders innovative Elemente erkennbar sind. Das wissenschaftsnahes Publizieren von Beiträgen mit dem (seinerzeit selbst von der DFG geförderten) System ›Open Journal Systems‹ ist aber an sich noch keine besonders innovative Sache und dennoch ausgesprochen sinnvoll. Hier müssen dringend neue Finanzierungsmöglichkeiten und Förderlinien geschaffen werden, damit Open Access nicht zu einem öffentlich finanzierten Geschäftsmodell für Großverlage verkommt, sondern das ermöglicht, was eigentlich damit gemeint ist: Der freie Zugang zu den Ergebnissen der weitgehend öffentlich finanzierten Wissenschaft für alle Menschen. Wissenschaftsnahes digitales Publizieren gewährleistet dies in einer besonders direkten, einfachen und schnellen Weise und wäre zudem ausgesprochen kostengünstig und ressourcenschonend, hat aber keine große Lobby, auch weil wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unsere ›Werke‹ immer noch gerne in Leinen gebunden als ›schönes‹ Buch in Händen halten. Ein Blick auf die Seite der BmE sollte aber zeigen, dass man auch im Netz ästhetisch ansprechend und mit dem großen Vorteil der kostenlosen Verfügbarkeit überall und jederzeit publizieren kann.

## Literaturverzeichnis

- Feistner, Edith (Hrsg.): Erzählen und Rechnen. Mediävistische Beiträge zur Interaktion zweier ungleicher Kulturtechniken, Oldenburg 2018 (BmE Themenheft 2) ([online](#)).
- Haferland, Harald: Konzeptuell überschriebene Module im volkssprachlichen Erzählen des Mittelalters und ihre Auflösung, in: BmE 1 (2018), S. 108–193 ([online](#)).
- Hausmann, Albrecht: Zukunft der Gutenberg-Galaxis, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 42/43 (2009), S. 32–39 ([online](#)).
- Kell, Gretchen: In push for open access, UC breaks ties with publishing giant Elsevier, in: Berkeley News 28.02.2019 ([online](#)).
- Kell, Gretchen: Why UC split with publishing giant Elsevier, in: Berkeley News 28.02.2019 ([online](#)).

Max-Planck-Gesellschaft [u. a.] (Hrsg.): Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities, 2003 ([online](#)).

Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hrsg.): *narratio* und *moralisatio*, Oldenburg 2018 (BmE Themenheft 1) ([online](#)).

**Anschrift des Autors:**

Prof. Dr. Albrecht Hausmann  
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg  
Institut für Germanistik  
26111 Oldenburg  
E-Mail: [albrecht.hausmann@uni-oldenburg.de](mailto:albrecht.hausmann@uni-oldenburg.de)